
Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung

Bibelarbeit über Markus 13,1-37*

Uwe Dammann

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.

Liebe Schwestern und Brüder, wir denken in diesen Tagen über unseren Gemeindebund nach, wir beraten, was aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland werden sollte oder müsste, oder was einfach aus ihm wird, wenn alles so weiter geht. Wir beschäftigen uns mit unserer Zukunft. Die Programmkommission hat uns mit dem Thema dieser Veranstaltung gezeigt, wo wir uns befinden: Zwischen Angst und Hoffnung.

Zwischen Angst und Hoffnung – dieses Begriffspaar erweckt den Eindruck, als hätten wir hier Alternativen. Als könnten wir uns zwischen Angst und Hoffnung entscheiden. Das ist genauso, als wollt ihr in eurer Gemeinde einen Schrank kaufen und diskutiert die Frage, soll er gelb sein oder eckig. Zwischen Angst und Hoffnung kann man sich nicht entscheiden. Angst kriegen wir von allein. Und Hoffnung ist eine Einstellung, für da man sich entscheiden kann. Mit diesem Gemisch leben wir.

Wir wissen nicht, was wirklich auf uns zukommt. Wir denken, wenn das so weitergeht, dann wird dies oder jenes geschehen. Was durch unser Weitergehen geschehen wird, kann uns ängstigen. Wir sehen auf die Mitgliederzahlen und sagen uns, wenn das so weiter geht, dann sind wir irgendwann nicht mehr. Wir sehen finanzielle Entwicklungen und sagen uns, wenn das so weiter geht, ist es nicht mehr bezahlbar. Wir sehen, dass der Wille, Spannungen auszuhalten, immer weiter nachlässt und die Bereitschaft, sich zu trennen, immer größer wird. Aber ist das, was sich nahezu zwangsläufig aus unserer Gegenwart zu entwickeln scheint, Zukunft? Die Entwicklungen, die uns ängstigen, sind nicht die Zukunft. Nicht die Zukunft ist das Problem. Wir sind das Problem.

* Die Bibelarbeit wurde im Rahmen der Bundesratstagung des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Siegen am 2. Juni 2000 gehalten. – Der Bundesrat 2000 stand unter dem Thema »Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben«. (Jer 29,11) Die Bibelarbeit lief einer Plenarsitzung voraus, in der im Zusammenhang mit dem Prozess »Unser Weg in die Zukunft« ein »Leitbild Bund« in ersten Ansätzen dargestellt werden sollte.

Wir wollen unsere Fragen nach der Zukunft, nach unserer Angst und unsere Hoffnung in das Licht eines Bibelabschnitts stellen. Dazu besehen wir einige Abschnitte aus dem 13. Kapitel des Markusevangeliums, der Endzeitrede Jesu nach Markus. Wie ist es also mit der Zukunft unseres Bundes?

1. Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung: Unsere Zukunft?

13,1 Und als er aus dem Tempel ging, sprach zu ihm einer seiner Jünger: Meister, siehe, was für Steine und was für Bauten! 2 Und Jesus sprach zu ihm: Siehst du diese großen Bauten? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

Herodes hatte ein imposantes Bauwerk in Auftrag gegeben. Zur Zeit Jesu war ein Großteil der Bauarbeiten abgeschlossen, ganz fertig war das Projekt noch nicht. Aber es hatte schon was. Man kann schon ins Staunen kommen, wenn man sieht, was Menschen bauen können.

Markus bringt eine kleine Bemerkung, die aufhorchen lässt: »Und als er aus dem Tempel ging ...« Im Aufbau des Markusevangeliums beginnt an dieser Stelle die heiÙe Phase der Passionsgeschichte beginnt. Jesus verlässt den Ort, vom dem Israel weiß, hier offenbart sich Gott. Der Tempel war nicht nur ein interessantes Bauwerk. Der erste Tempel war zerstört. Nach dem Exil gab es einen eher kümmerlichen Neubau. Nun hatte man es endlich geschafft. Jetzt haben wir Gott und damit unsere Zukunft sicher. »Was für Steine!« Was für eine Sicherheit, dass hier etwas Bestand hat. Jesus geht aus dem Tempel. Gott wird sich nun anders offenbaren. Er wird keine Priester mehr brauchen. Er wird kein Haus mehr brauchen. Er wird keine Opfer mehr brauchen. »Nicht ein Stein wird auf dem anderen bleiben.« Das ist die Zukunft, die Jesus dem Tempel zusagt. In der nachfolgenden Belehrung wird diese Aussage, dass nichts bleibt, auf die ganze Schöpfung übertragen. Damit ist der christlichen Gemeinde ins Stammbuch geschrieben, dass alles vorläufig ist. Wir sind als Menschen Übergangserscheinungen. Unsere Institutionen und unsere Sachen sind es ebenso. Wir haben die Verheißung des ewigen Lebens, einer unvergänglichen Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus. Wir haben aber keine Verheißung ewiger Sachen oder ewiger Strukturen. Es ist ja immer wieder unsere Sehnsucht, wir könnten Dinge schaffen, durch die wir Gott und uns sicher haben. Jesus macht seinen Jüngern klar, dass kein Stein auf dem anderen bleibt. Alle unsere Zukunftsplanungen geschehen unter diesem Vorbehalt. Deshalb können wir ganz gelassen an unsere Zukunftsfragen herangehen. Wir verirren uns, wenn wir denken, wenn wir jetzt alles richtig machen, dann haben wir Zukunft. Wir verirren uns ebenso, wenn wir sagen, wenn wir jetzt was falsch machen, dann haben wir keine Zukunft. Wir haben überhaupt keine Zukunft, so oder so. Wir haben immer nur Gegenwart.

Es ist immer schön, wenn wir etwas sicher haben. Es wäre schön, wenn wir etwas sicher hätten. Bauten, gute Strukturen, brauchbare Ordnungen, funktionierende Einrichtungen. Aber der Stolz auf das Gesicherte bekommt von Jesus eine radikale Abfuhr. Die Zukunft Gottes liegt nicht in unseren Bauwerken und Projekten welcher Art auch immer. Wir fragen nicht nach der Erhaltung unserer frommen Art unter veränderten Umständen.

2. *Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung: Gemeinde als Zuschauer?*

13,3 Und als er auf dem Ölberg saß gegenüber dem Tempel, fragten ihn Petrus und Jakobus und Johannes und Andreas, als sie allein waren; 4 Sage uns, wann wird das geschehen? und was wird das Zeichen sein, wenn das alles vollendet werden soll?

Plötzlich ein erstaunlicher Gesinnungswandel bei den Jüngern. Eben staunten sie noch über die Bauten. Jetzt werden sie sachlich: »Wann wird das alles geschehen, was werden die Zeichen sein?« Da liegt diese imposante Tempelanlage im Sonnenlicht und Jesus sagt: »Hier bleibt kein Stein auf dem andern.« Die Jünger fragen nicht, was das bedeutet. Sie fragen nicht: »welche Schlussfolgerungen müssen wir daraus ziehen?« Sie sitzen auf dem Ölberg und fragen ganz schlicht: Wann? Es gibt sie, die Jünger Jesu, die eine ihrer wichtigsten Aufgabe darin sehen, die Zeichen des Untergangs zu beobachten. Es scheint sie nicht sonderlich zu beängstigen, was Jesus ankündigt. Warum eigentlich auch? Sie sind ja draußen. Sie sitzen gegenüber. Und in der Zerstörung, im Untergang erwarten sie die Vollendung.

Gegenüber sitzen und zuschauen und reden. Diese Einstellung kennen wir. Mit der Zeitung in der Hand, den Fernseher angeschaltet, sitzen wir Nüsse knabbernd im Zimmer und fragen uns, wann das nun alles losgeht. Wir lesen Bundespost, Die Gemeinde und das Berichtsheft, natürlich hören wir uns auch ein bisschen um und fragen uns, wie lange das noch gut geht. Wir beschäftigen uns mit der Zukunft als Zuschauer. Gelegentlich können wir uns dann auch vortrefflich streiten, was denn nun die Zeichen des Untergangs seien. Mit der Frage nach dem Wann machen wir die Zukunft zu einer reinen Zeitfrage. Auf dieses Denken lässt sich Jesus nicht ein. Zukunft bedeutet nicht, dass wir eine Antwort auf die Frage finden, wann passiert was. Das ist Hochrechnung der Gegenwart. Ich kann meine ganz persönliche Gegenwart hoch rechnen und dann weiß ich, dass mit mir im besten Falle in dreißig oder vierzig Jahren Schluss ist. Ich kann die Gegenwart eines Gemeindehauses hoch rechnen und weiß, wann es den Dienst nicht mehr tun wird. Ich kann die so genannte Mitgliederbewegung hoch rechnen. Aber damit projizieren wir nur unsere Gegenwart in das Morgen und halten das für Zukunft.

Was nun in Mk 13 folgt, ist nicht die Befriedigung des Wissensdurstes der Jünger. Jesus macht seinen Jüngern klar, dass sie nicht irgendwo gegenüber in der Sonne sitzen. Im Textzusammenhang spricht Jesus von Verfolgung, von unbequemen Bekenntnissituationen, von Leid, von Kriegen, Hunger, kosmischen Katastrophen. Wir sind nicht die Zuschauer der Zukunft. Genauso wenig, wie wir Zuschauer der wirtschaftlichen, ökologischen, politischen, sozialen Entwicklungen sind, genauso wenig sind wir Zuschauer der Entwicklungen unserer Gemeinden und unseres Bundes. Wir sind Teilnehmer. Was auf uns kommt, das wird uns betreffen. Wenn wir das verstanden haben, dann können wir überlegen, was nun zu tun ist.

3. *Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung:* *Die aufmerksame Gemeinde*

13,5 Jesus fing an und sagte zu ihnen: Seht zu, dass euch nicht jemand verführe! 6 Es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin's, und werden viele verführen.

21 Wenn dann jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist der Christus! siehe, da ist er!, so glaubt es nicht. 22 Denn es werden sich erheben falsche Christusse und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder tun, so dass sie die Auserwählten verführen würden, wenn es möglich wäre. 23 Ihr aber seht euch vor! Ich habe euch alles zuvor gesagt!

Die christliche Gemeinde ist nicht Zuschauer der Geschichte. Wir sind auch nicht nur Mitbetroffene wie alle Menschen. Wir haben noch ein zusätzliches Problem: Wir leben in der Gefahr der Verführung. Da will uns doch wer oder was vom rechten Weg abbringen. Das besonders Raffinierte an diesen Verführungen, vor denen Jesus warnt, ist, dass sie im christlichem Gewand daher kommen.

Wenn wir uns eine Sorge um die Zukunft gestatten, dann sollte das die einzige ein: »Seht euch vor«, sagt Jesus. »Falsche Christusse und falsche Propheten werden sich erheben. Sie werden Zeichen und Wunder tun.« Falsche Christusse und falsche Propheten kennt jede Zeit, auch unsere. An dieser Stelle wird es spannend. Gerade im evangelikalen Spektrum gibt es immer wieder Gelegenheiten, sich gegenseitig vortrefflich zu ver-teufeln. Da geht es dann um verschiedene Seelsorgeansätze, mit oder ohne Psychologie, um Gemeindeerneuerung mit oder ohne charismatischer Praxis, um Gestaltung von Gemeindefarbeit, mit oder ohne Willow Creek (Freaks). Und es gibt noch andere offene Fragen: Wie ist die Bibel auszulegen, wie ist es mit dem Dienst der Frauen? Verdächtigungen, wohin man schaut. Dass eine Krähe der anderen kein Auge auskratzt, scheint für Fromme nicht zu gelten. Was ist wahr und was ist falsch? Und

mancher Fromme ist bekümmert: »Ach, immer diese Streitereien.« Aber, liebe Schwestern und Brüder, wir streiten nicht zu viel, sondern zu wenig. Und wenn wir streiten, dann nicht gut.

Jesus erwartet von seiner Gemeinde Aufmerksamkeit. Er verlangt von seiner Gemeinde in diesem Zusammenhang sogar Unglauben. »Glaubt es nicht«, sagt er. Da wir aber von Natur aus als Christenmenschen ziemlich gläubig sind, glauben wir manchmal mehr als der Herr erlaubt. Wir können die Frage außer Acht lassen, ob die falschen Propheten und Christusse mutwillig, böswillig, oder gutwillig führen und somit verführen. Dass wir auf einen Weg kommen, der von Jesus von Nazareth wegführt, da haben wir aufzupassen.

Wenn unsere jungen Leute mit diesem kleinen Armband herum laufen: »What would Jesus do?«, was würde Jesus tun, dann ist man irgendwie ein bisschen gerührt. Wir erinnern uns an unsere Jugendzeit. Haben wir uns früher nicht auch mal so gefragt? Was würde Jesus dazu sagen? Aber wenn man später etabliert ist, dann weiß man das ja wohl alles, oder? Liebe Schwestern und Brüder, die Frage nach Jesus in der jeweiligen Aufgabenstellung ist keine Frage pubertierender Frömmigkeit. Die Frage nach Jesus bleibt Hauptaufgabe der Gemeinde Jesu Christi.

Stellen wir uns vor, wir würden in allen unseren Arbeitsgruppensitzungen in den Gemeinden, in allen Sitzungen der Arbeitsbereiche des Bundes einen Platz freilassen, vielleicht dort eine Kerze hinstellen und uns vergegenwärtigen: »Der Herr ist hier!« Was würde passieren? Wie würden wir beraten und was würden wir beraten? Oder können wir uns vorstellen, dass wir in unseren Planungen, in unseren theologischen Debatten mal sagen würden: »Jesus von Nazareth, du Lehrer, du Bergprediger, du Heiler – geh doch mal einen Moment raus, du störst mit deinen ständigen Zwischenfragen, wir haben das hier schon im Griff.«

Vorsicht, lehrt Jesus seine Jünger. Es wird sich eine Menge christlich nennen, prophetisch, von Gott gesandt, von Gott gegeben. Das ist christlich, wirklich christlich, echt christlich, bibeltreu christlich. Aber es wird falsch sein. Aber was ist nun richtig und was ist falsch? Wir müssen aufhören mit dem Denken, als sei das richtig und wahr, was am schnellsten wächst. Diese Idee verdanken wir der Marktwirtschaft und nicht dem Evangelium. Wir müssen aufhören mit dem Denken, als sei das richtig und wahr, was am schnellsten schrumpft. Wir müssen aufhören mit dem Denken, dass da, wo Zeichen und Wunder geschehen, automatisch der Herr am Wirken ist. Und wir müssen aufhören mit dem Denken, dass da, wo nichts passiert, der Herr ist. Dass nur das wahr und richtig ist, was eingeht, ist ja auch nicht biblisch ...

Wo ist der wahre Christus? Den wahren Christus legen wir nicht fest. Gott hat ihn festgelegt und über Jesus von Nazareth gesagt: »Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.« Der wahre Christus ist der Christus nach der Schrift, der uns im heiligen Geist gegenwärtig ist. Der wahre Christus ist der gute Hirte, der sein Le-

ben für uns gelassen hat, den Gott auferweckt hat und mit dem er uns sagt, dass unsere einzig wahre Hochrechnung, nämlich dass wir sterben müssen, nicht das letzte Wort hat. Der wahre Christus sitzt zur Rechten Gottes und vertritt uns. Er ist unser Friede. Er lädt uns ein, nein, er fordert uns zur Nachfolge auf. Lernt von mir, sagt Jesus. Von Jesus sollen wir lernen, wie wir leben, unsere Beziehung zu Gott, die Beziehungen zur Welt, zu unseren Mitmenschen. Von Jesus können wir lernen, wie man denkt, redet, betet, heilt, sättigt, leidet, loslässt, stirbt.

4. Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung: Die hörende Gemeinde

13,31 Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. 32 Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. 33 Seht euch vor, wachtet! denn ihr wisst nicht, wann die Zeit da ist.

Was kommt auf uns zu? Was sich aus unserer Gegenwart heraus entwickelt, das können wir absehen. Manchmal irrt man sich dabei auch. Jesus gibt seinen Jüngern, die nach der Zukunft fragen, keine detaillierten Auskünfte. Was auf uns zukommt, ist das Wort. In unserer Vergänglichkeit können wir damit rechnen, dass Gott weiter etwas zu sagen hat und dass er weiter sprechen wird. So wie er zuerst gesprochen hat: Es werde, und die Welt ins Leben rief, und wie er zum Schluss geredet hat in seinem Sohn. Gott wird reden. Das ist unsere Zukunft.

Als Bundesgemeinschaft sind wir nun in dem Prozess »Unser Weg in die Zukunft.« Wir dürfen uns nicht dem Trugschluss hingeben, wir müssten jetzt nur die anstehenden Sachfragen klären und dann sind wir fit für die Zukunft. Es müssen sich nur ein paar Rahmenbedingungen ändern und schon sind wir mit unserer schön gestalteten Zukunft am Ende. Bei all unseren Überlegungen zur Zukunft ist festzuhalten, dass wir nicht über unsere Firma »BEFG K.d.ö.R.« nachdenken. Die Kirche gehört uns nicht, wir gehören zur Kirche.

Wenn also alles vergänglich ist, außer den Worten des Herrn, dann hat die Gemeinde auch nur im Hören auf den Herrn ihre Zukunft. Passt auf, alle, die ihr an Konzepten arbeitet, wo nicht mehr das Hören auf den Herrn in die Zukunft führt. Ihr seid schneller weg, als ihr denkt. Wer mit der Zeit geht, der geht mit der Zeit.

Ich glaube, dass der Satz Jesu, »Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren«, auch für unsere Gemeinden gilt. Wer den Gemeindeerhalt zum Motor seiner Arbeit macht, der wird sie verlieren. Und den Bund, den wir erhalten wollen, werden wir verlieren. Jesus sagt: »Meine Worte werden nicht vergehen.« Also bleibt es unsere Aufgabe, mit offenen Au-

gen und Herzen in die Bibel sehen. Hier wird uns mitgeteilt, worauf wir von selbst nicht kommen.

Gelegentlich hört man aus unseren Gemeinden, dass man sich ganz neu fragt, was Gott von uns will. Das fragt man sich 1997, man fragt sich 1998, man fragt sich 1999 und wenn sie nicht gestorben sind, dann fragen sie noch heute. Was Gott will, ist offenbart. Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir zu viel Sekundärliteratur lassen. Wir lassen uns inspirieren von Menschen und Gemeinden, wo es »geklappt« hat. Weil wir vergänglich sind und weil wir als Freikirchler oft nur für die eigene Generation denken, möchten wir gerne unserer Gegenwart einen Anstrich von Dauerhaftigkeit geben. So sind wir eben. Die Zukunft einer Gemeinde liegt aber im Hören auf den Zukünftigen. Gemeinden, wo die Schwestern und Brüder die Augen verdrehen, wenn sie nur den Begriff »Bibelarbeit« hören, geschweige denn, dass man sich wirklich Arbeit mit der Bibel macht, diesen Gemeinden sind noch ein paar schöne Jahre zu wünschen. Eine Gemeinde, die aufhört mit dem Hören, hört eben auf.

5. *Zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung: Die handelnde Gemeinde*

13,34 Wie bei einem Menschen, der über Land zog und verließ sein Haus und gab seinen Knechten Vollmacht, einem jeden seine Arbeit, und gebot dem Türwächter, er solle wachen: 35 so wacht nun; denn ihr wisst nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am Abend oder zu Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder am Morgen, 36 damit er euch nicht schlafend finde, wenn er plötzlich kommt. 37 Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachtet!

Die christliche Gemeinde befindet sich seit Himmelfahrt in einem Dilemma: Wir sehen Jesus nicht. Wir sagen und singen es zwar, »Jesus, wir sehen auf dich.« Aber wir sehen ja nichts, wir leben im Glauben und nicht im Schauen. Das gilt auch für unsere Gemeinden. Nicht umsonst heißt es auch im Apostolischen Glaubensbekenntnis: Ich glaube an die heilige christliche Kirche. Denn zu dem, was mir manchmal sehen, können wir dann nur sagen: »Das glaub' ich nicht!«

In dem Schlussgleichnis dieser Endzeitrede wird nun vermerkt, dass jedem Knecht seine Arbeit gegeben ist. Markus schreibt ja wohl zunächst für die christliche Gemeinde der zweiten Generation, die sich fragen musste, wann das denn nun alles soweit sei. Sie blickten schon auf die Zerstörung des Tempels zurück. Wo ist nun das Neue? Sie mussten lernen: Statt auf das Wann zu blicken, haben die Nachfolger Jesu die Aufgabe, auf das Wie zu sehen. Sie sollen sich mit der Frage beschäftigen, wie die Gegenwart zu gestalten ist.

Die zurückgelassenen Knechte sollen handeln. Als der Herr in dem Gleichnis sein Gehöft verließ, da war es ein altorientalischer Bauernhof. Der Herr hat nicht gesagt, dass er bei seiner Wiederkunft einen altorientalischen Bauernhof als gepflegtes Museum vorfinden will. Der Herr will seine Knechte nicht schlafend finden, er hat sie für die Gegenwart bevollmächtigt. Das heißt, dass wir in seinem Namen handeln dürfen und sollen. Das bedeutet, dass weder unsere Ohnmachtsgefühle noch unsere Allmächtsphantasien gefragt sind.

Im Namen Jesu zu handeln, das hat Konsequenzen auch für unseren Gemeindebund. Als der Bund entstand, da war man ziemlich allein auf weiter Flur und hatte es als Freikirche nicht leicht in einer Gesellschaft, in der Staat und Kirche eng verzahnt waren. Die Gemeinden brauchten einander im eisigen Wind. Das ist heute weniger der Fall. Man kann evangelische und taufgesinnte Freikirche sein ohne Bund. Dafür gibt es genügend Beispiele außerhalb unseres Bundes und auch innerhalb. Der fromme Markt in unserem Land bedient ja jede nur mögliche Richtung in Theologie, Ausbildung, Missionswerken, diakonischen Einrichtungen. Der fromme Markt funktioniert nach Angebot und Nachfrage. Ist es das, was wir wollen? Es gab Zeiten, da brauchten wir einander. Heute müssen wir fragen, ob wir einander wollen. Aus dem Zweckbündnis müsste eine Liebesbeziehung werden. Eine Liebesbeziehung zwischen Gemeinden, das dürfte auch viel mehr dem entsprechen, wie das Neue Testament vom Miteinander der Gemeinde spricht. Die immer häufiger auftauchende Frage, was haben wir eigentlich vom Bund, hat die Habgier geboren und nicht der Heilige Geist. Wir müssten nicht zuerst fragen: »Was haben wir als Gemeinde vom Bund?«, sondern: »Wie können wir als gleichgesinnte Gemeinden einander dienen, wie können wir uns in unserem gemeinsamen Auftrag helfen?«

Auf der anderen Seite ist festzuhalten: Der Bund ist nicht Bad Homburg. Der Bund ist nicht Elstal. Wir sind der Bund. Früher schufen sich die Gemeinden die Institutionen des Bundes zu ihrer Hilfe. Es kann nicht ganz richtig sein, wenn der Bund jetzt die Gemeinden zu seiner Hilfe braucht. Da ist dann doch einmal eine Sanierung nötig.

Diesem Fragenzusammenhang stellen wir uns in dem Prozess »Unser Weg in die Zukunft«. Über alles, was wir beraten und beschließen, werden nachfolgende Generationen sprechen. Sie werden es einmal besser wissen, wie wir heute ja manchmal auch einiges besser wissen. Trotzdem haben wir zu handeln. Wenn wir merken, dass etwas in meinem Leben, im Leben meiner Gemeinde, in unserer Bundesgemeinschaft nicht so weitergehen darf, dann sollten wir es ändern. Wenn wir den Eindruck haben, das etwas nicht gut ausgeht, dann müssen wir das ändern. Oft weiß man ja, dass man in seinem Leben, in einer Gemeinde, im Bund etwas ändern müsste. Erst wenn es einen so genannten Leidensdruck gibt, weil es nun wirklich nicht weiter geht, dann tut sich auch etwas. Es ist peinlich für eine Kirche, dass sie sich erst ändert, wenn ihre Strukturen gefährdet

sind oder wenn kein Geld mehr da ist. Es ist unanständig für eine Kirche, wenn sie der nachfolgenden Generation strukturelle Altlasten schafft, wenn wir Dinge tun, die unsere Nachfahren nicht mehr ändern können. Zum Wesen einer Freikirche gehört es, dass jede Generation in größtmöglicher Freiheit auf die Gegenwart reagieren kann.

Wachsam will uns der Herr vorfinden, als handelnde Gemeinde. Manchmal gibt es die schöne Frage, was würde in unserer Stadt, in unserem Stadtteil, in unserem Dorf fehlen, wenn es uns nicht gäbe. Und dann streicheln wir uns betroffen in unserer vermeintlichen Bedeutungslosigkeit. Aber Vorsicht. Die Gemeinde ist kein Museumsdorf. Sie ist eine Kolonie des Kommenden. In einer Kultur, in der Generationen immer weniger miteinander zu tun haben, zeigt sie, das es miteinander geht. In einer Zeit verlogener Selbstdarstellungen und Inszenierungen zeigt sie, dass man wahrhaftig leben kann. In einer Zeit, in der schwaches, krankes oder behindertes Leben zunehmend als lebensunwürdig gilt, zeigt sie, dass die Würde eines jeden Menschen von Gott gegeben ist. Die christliche Gemeinde erweckt oft bei anderen den Eindruck, sie sei von gestern. In Wahrheit ist sie moderner als die Welt erlaubt. In ihr gelten die Gesetzmäßigkeiten des kommenden Gottesreiches. In ihr geschieht, was von Gott auf uns zukommt, Gottes Zukunft. Hier wird jetzt schon Jesus Christus der Herr genannt, was einmal alle tun werden. Die Gemeinde ist eine Kolonie des Kommenden. Wer's glaubt ...

Angst bekommen wir ja immer dann, wenn es uns ans Leben geht. Angst ist eine kleine Schwester des Todes. Wenn wir sie haben, dann gibt es solche irreführenden Worte wie »Zukunftssicherung«. Gemeint ist damit doch nur: »Ich will meine erträgliche Gegenwart verlängern.« Und weil wir nicht wissen, ob das gut geht, kriegen wir es mit der Angst zu tun. Hoffnung ist eine Einstellung. Wirkliche Hoffnung kann uns unser Tun nicht machen. Der Grund unserer Hoffnung liegt außerhalb von uns. Es ist der Herr, der auf sich aufmerksam macht, der immer wieder zu uns redet und der uns zutraut, in seinem Namen zu handeln. Was auf uns zu kommt, ist nicht nur die Folge unserer gegenwärtigen Weichenstellungen. Was auf uns kommt, das ist der kommende Herr. Alles andere ist immer nur Gegenwart. Sie ist ernst zu nehmen, sie ist verantwortlich zu gestalten. Das letzte Wort behält sich Gott vor. In diesem Sinne können wir engagiert, konzentriert, aber auch gelassen die vorletzten und derzeitigen Dinge regeln.

»Unser Weg in die Zukunft« – zwischen Zukunftsangst und Zukunftshoffnung. Wir werden beides haben. Angst bekommen wir von alleine. Für die Hoffnung müssen wir uns entscheiden. Die Zukunft ist eine Gabe Gottes. Er hat sie zugesagt. Und was er zugesagt, das hält er gewiss.

Amen